

Finden ohne zu suchen
ist besser als suchen ohne zu finden

Autor

Werner Posselt

Geboren am 27.1.1944 in Gablonz (Sudetenland),
Besuch der Polytechnischen Oberschule in Zör-
big(Sachsen-Anhalt), Elektriker, Soldat, Student,
Lehrer und Freizeitpädagoge in Halle/S., Wreden-
hagen und Malchow (Mecklenburg), jetzt im Ruhe-
stand.

Der Autor wohnt in Wredenhagen (Mecklenburg).

Veröffentlichungen:

- „Von den Leuten hinterm Deich“,
- Gedichte in „Lyrik und Prosa unserer Zeit“
„Komm doch ein Stück mit – c'est la vie“,
Kurzgeschichten und Gedichte,
- „Die Zeit fliegt uns davon“ (Gedichte aus dem
Pappkarton),
- „Die Bachstelze auf dem Glasdach“
- „Tiere sind oft Menschen ähnlich“
- „Die Geburt der Eidechse“.

Werner Posselt

**FINDEN OHNE ZU SUCHEN
IST BESSER ALS SUCHEN
OHNE ZU FINDEN**

Gedankenblitze und Denkanstöße des ehemaligen
Friedhofgärtners und Totengräbers Peter
Pospischil aus Dünkelstädt

Engelsdorfer Verlag
2019

Ein Konglomerat aus Fragen, Sprüchen, kleinen
Episoden und Weisheiten unter Ausschluss
übertriebener Wissenschaftlichkeit, zuweilen
halbsatirisch verdichtet.

Dieses kleine Buch widme ich den Freunden aus
meiner Kindheit, Kurt Fiedler, Günter Pilz, Dieter
Beier und Bernd Noack in immerwährender
Verbundenheit.

Bei Jana Kermes bedanke ich mich für die
Titelillustration.

Orte, Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Personen oder
Ereignissen sind rein zufällig.

Bibliografische Information durch die Deutsche
Nationalbibliothek: Die Deutsche
Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
https://dnb.de/DE/Home/home_node.html
abrufbar.

ISBN 978-3-96145-865-3

Copyright (2019) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

9,20 Euro (D)

Ein Vorschuss als Ersatz für ein Inhaltsverzeichnis

Die Hühner gehen niemals zum Fuchs. Der Fuchs kommt immer zu den Hühnern (Vorsicht also bei Haustürgeschäften!).

Müsste der Papst in Ausübung seines Amtes als Stellvertreter Christi auf Erden eine Dornenkrone tragen, wäre dieser Posten bald vakant.

Der Kluge wird zum Narren, wenn er die Gefährlichkeit des Dummen unterschätzt.

Die Heimat zu lieben, ist eine herzliche Pflicht!
Seinen Staat zu lieben, ein individuelles Recht!

Wie Gärten ohne Bäume
sind Menschen ohne Träume.

Wenn es auf dem Kutschbock stinkt, muss das nicht an den Pferden liegen.

Alles Geniale ist einfach aber nicht alles Einfache genial.

Was man vorher wissen sollte

Diese und andere obengenannten Postulate erwarten dich, nachdem du das, ich gebe zu, sehr ausführliche Vorwort hinter dir gelassen hast. Und ich sage es gleich, es ist kein Vorwort im herkömmlichen Sinne, es ist die Vorgeschichte. Und du musst doch zugeben, dass die vorangestellte Kostprobe nicht ohne anzuerkennenden Tiefgang ist, sodass du ein wenig neugierig auf das noch Folgende geworden bist. Jedenfalls war das so von mir beabsichtigt.

Du läufst allerdings Gefahr den Mainstream (ein neudeutsches Wort, dessen Schöpfung unbedingt wegen seiner Treffsicherheit gelobt werden soll) zu verlassen, wenn du dich auf das Nachfolgende einlässt.

Das vorliegende Material entstammt dem Nachlass des ehemaligen Friedhofgärtners und Totengräbers Peter Pospischil aus dem Städtchen Dünkelstätt hinterm Deich. Der Alte übte dieses ehrenhafte Amt noch lange nach seiner Berentung aus, denn die Bezüge reichten weder hinten noch vorn und außerdem ließ ihn diese Tätigkeit aus ideellen Gründen nicht los.

In den letzten Lebensjahren, als er sich dann endgültig die verdiente Ruhe gönnte, was nicht ausschloss, dass er sich hin und wieder doch noch eine Kleinigkeit hinzuverdiente, sah man ihn an warmen

Sommerabenden entweder auf der grünen Bank vor seinem Haus, oder, wenn man mit ihm befreundet war, so wie Pastor Josef Leberecht und ich, am Holzstapel im hinteren Teil seines Anwesens, das direkt an den Friedhof grenzt.

Pastor Leberecht war im vorigen Jahr von uns gegangen oder treffender gesagt, gefahren, leider. Er verunglückte mit seiner alten Harley. Die Ursache des Unglücks ließ sich nicht ermitteln, Raserei kam jedenfalls nicht infrage, genauso wenig wie Alkohol- oder Drogenkonsum. Wir mutmaßten, dass er versäumt hatte die Nahsicht- gegen die Weitsichtbrille zu wechseln, was ihm schon öfter passiert war.

Pospischil aber, der ehemalige Totengräber und Friedhofsgärtner, war bis vor kurzem noch bei bester Gesundheit. Er selbst führte sein Wohlbefinden auf eine natürliche Lebensweise zurück, die hauptsächlich in täglichen kalten Waschungen und viel Bewegung an der frischen Luft bestand sowie in einer ausgewogenen und deshalb bekömmlichen Ernährung. Er war abgehärtet.

Dieser lang- und weißhaarige hagere Kerl ging bis in den Winter hinein barfußig in Sandalen.

Saß er aber abends, wenn es kühler wurde, am Holzstapel, dann hüllte er sich in eine mollige Decke, trug dicke Socken, schlüpfte in seine ausgetretenen Arbeitsschuhe und trank sehr maßvoll seinen berüchtigten Kräuterpeter, mit dem er das

Tagespensum der Nahrungsaufnahme abrundete und zugleich pharmazeutisch ergänzte.

Sein Getränk bestand aus hellem Rum mit Ingredienzien aus Brennesseln, Meerrettich, Beifuß und anderen nur ihm bekannten Essenzen, von denen er behauptete, dass sie eine hochpotenzielle antibiotische Wirkung besäßen. Dieses Konzentrat nannte er *Kräuterpeter*, denn er hatte es selbst kreiert und deshalb mit seinem Vornamen geschmückt.

Eine Besonderheit dieser Spirituose bestand in ihrem rauruppigen Abgang, der keinerlei Genuss zuließ, doch die Überzeugung nährte, in absehbarer Zeit gegen sämtliche Widrigkeiten des täglichen Lebens gefeit zu sein. Zudem führte sie zu einem Zähneblecken, wie man es häufig bei Pferden oder Primaten, sehr selten aber bei der menschlichen Spezies beobachten kann.

Typisch für Pospischil war seine Vorliebe für den Jazz, der zu später Stunde aus seinem winzigen Radio ertönte und den er zuweilen recht eigenwillig ergänzte, indem er ekstatisch mit einem derben Knüppel auf ein nebenstehendes Fass einschlug. Aus verständlichen Gründen, besonders, wenn der Abend schon recht fortgeschritten war, verärgerte er damit die Nachbarschaft.

Ebenso gern las oder hörte er Satiren. Dann grinste er recht bitter, um danach mit unbewegtem Gesicht in den Abend hinein zu sinnieren. Manchmal saß er auch nur still, was besonders in letzter Zeit häufiger

vorkam, zog unter seiner schon recht schmutzigen Decke ein ebenso schmutziges Heft hervor um in Eile etwas einzutragen. Durch eine zufällige Beobachtung bekam ich Kenntnis hiervon. Was er notierte, habe ich aber erst später in Erfahrung bringen können.

Übrigens, sein geistiges Vorbild und bevorzugter Autor war der in den Dückelstädter Kreisen völlig unbekannte Michel de Montaigne, der im 16. Jahrhundert auf dem gleichnamigen Familiensitz in Frankreich lebte. Durch gründliche und ehrliche Selbstbeobachtung hatte dieser in Essais, wie er diese literarischen Schöpfungen selbst benannte, eine persönliche, sehr bodenständige Philosophie entwickelt. Pospischil fühlte sich mit dessen Ansichten weitgehend im Einklang, auch wenn sie beide einige Jahrhunderte trennte.

Wir drei Freunde, ich war der jüngste, fuhren früher mit unseren Motorrädern in die nähere Umgebung, manchmal auch etwas weiter ins Land und trafen Gleichgesinnte, die leider inzwischen das Zeitliche gesegnet haben.

Pospischils Maschine war ein solides seltenes Stück aus den dreißiger Jahren, eine zweizylindrische BMW, die ihm einmal aus einer Erbmasse, nur er wusste woher, zugefallen war. Dieses Maschinchen, wie er es liebevoll nannte, stand jetzt gut konserviert, wohlverwahrt und verschnürt in seinem kleinen Schuppen, den er sorgfältig verschlossen

hielt und zur Tarnung mit allerlei Gerümpel verstellte hatte. Natürlich hatte er vorher den Kraftstoff abgelassen und die Batterie entfernt (was an dieser Stelle den besonders kritischen Leser beruhigen soll).

Man konnte sich mit dem Freund angenehm unterhalten, eigentlich über alles, denn nichts Menschliches war ihm fremd, womit er seine Seelenverwandtschaft mit diesem Montaigne, dem ebenfalls nichts fremd war, bewies. Pospischil hatte allerdings eine gewisse Neigung zum Sarkasmus und zur Lakonie. Diese Eigenschaften hingen, wie ich vermute, wohl mit früheren Tätigkeiten zusammen, doch wer weiß das wirklich? Auch war ihm ein seltener Humor eigen, der sich immer aus der jeweiligen Situation ergab und uns verblüffte.

Vor seiner Friedhofsarbeit, in die er als Seiteneinsteiger, wie man heute gern sagt, eingetreten war, ist er anderen Berufungen gefolgt, über die er sich aber ausschwig. Darüber wusste nur unser Pastor Genaueres, doch der gab nie eine Vertraulichkeit preis und da er jetzt im Grabe ruht, wird er auch in Zukunft wie ein solches schweigen. Pospischil sagte einmal, dass er vor mehr als fünfzig Jahren einen Strich unter sein damaliges Leben gemacht hat, warum auch immer. Und wir respektierten das und hinterfragten niemals. Nur einmal fragten wir ihn danach, warum er ausgerechnet die Aufgaben des Friedhofgärtners und besonders des Totengräbers

übernahm und er antwortete uns kurz: „Nur bei den Toten gibt's keine Idioten.“ Was wir augenblicklich kopfnickend bezeugen konnten.

Bei seinen Reflexionen sparte er kaum ein Thema aus, so auch die Politik nicht, von der er aber nach eigenen Angaben nicht genügend verstand. Er urteilte entsprechend seiner Lebenserfahrung, denn er misstraute allen medialen Verlautbarungen, die seiner Meinung nach, die Menschheit aus den verschiedensten Interessengründen verdummten und durch Manipulation in einen verhängnisvollen Mainstream führten. Die Pressefreiheit war ihm stets dubios und er bezweifelte sie. Jedoch hielt er viel von der Meinungsfreiheit, fand aber, dass diese gerade in Deutschland, wo jeder affendumme Pöbel ungehindert seinen Blödsinn blöken darf, völlig überzogen wird. In unseren Gesprächen über Gott und die Welt bezeichnete Pastor Leberecht ihn einmal als typischen Agnostiker, worauf der Alte zufrieden knurrte, denn ihm gefiel dieses Wort und nach der Bedeutung würde er sich schon noch erkundigen.

Die Dünkelstädter betrachteten den Alten als Unikum, nicht nur, weil er für dortige Verhältnisse als belesen galt, sondern sich auch deutlich in vielen Ansichten und Handlungsweisen von ihnen unterschied.

Schon bei der früheren Friedhofsarbeit benutzte er die herkömmliche Bauernsense, niemals die mo-

derne motorisierte, die jetzt alle haben. Und er begründete dies damit, dass schließlich nicht einmal der Leibhaftige mit der Motorsense daherkäme um auf dem Friedhof herum zu lärmern und die Totenruhe zu stören. Doch allein sein Dengeln dauerte fast den halben Tag und stand dem Lärmpegel der neueren Krachmacher in nichts nach.

Manche verglichen dieses seltsame rhythmische Läuten mit einem Totenglöckchen und schauten dann finster und ängstlich drein. Die Dünckelstädter waren und sind bis auf wenige Ausnahmen abergläubisch und bauernschlau.

Der Name Pospischil war in dieser Gegend etwas Besonderes. Hier, hinterm Deiche, gibt es die Hasenbrinks und die Südermanns, die Hohlhaupts und die Schmusigs, die Hagens und die Fillers und natürlich noch andere seit vielen Generationen. Er war ein Kriegsumsiedler aus dem Sudetenland, den es vor Zeiten zunächst in den Hamburger Raum, dann hierher als einzigen seiner Art verschlagen hatte. Damals begann er eine Sammlung von Blumensamen anzulegen, die inzwischen bedeutende Ausmaße angenommen hat und die ihn weithin bekannt machte. Durch Tausch auf entsprechenden Börsen verbreitete und ergänzte er diese.

Man glaubte zu wissen, dass er früher in einer eheähnlichen Gemeinschaft gelebt hat. Dazu hat er sich aber uns gegenüber niemals geäußert. Wie schon erwähnt, hatte er einen Strich unter seine

Vergangenheit gemacht. Bei seiner Schilderung eines Traumes allerdings, spielte einmal eine gewisse Elsbeth eine Rolle, was uns dann so manches in dieser Richtung vermuten ließ.

Man bespöttelte den Alten freundlich, doch berief man sich in Gesprächen gern auf diese oder jene seiner Aussagen. Ja, man zitierte ihn sogar wörtlich bei wichtigen Anlässen, wie bei der Eröffnung des hiesigen Heimatmuseums.

Die meisten achteten ihn und nahmen ihn ernst. Doch wiederum nicht zu ernst, was daran lag, dass er an einem angeborenen Nervendefekt oder Augenfehler litt, der ihn zuweilen zum Zwinkern veranlasste und es sich nicht eindeutig ergründen ließ, ob dieser Reflex vielleicht doch eher seiner Rede galt, womit er eventuell manche Aussage etwas relativieren wollte.

Gar kein Verständnis hatte er für Kriege oder kriegerische Auseinandersetzungen. Namentlich der Afghanistankrieg war ihm ein Gräuel und er bewertete die Teilnahme Deutschlands als eine nationale Schande. Seltsamerweise zwinkerte er hier nie, auch wenn er sich über die Maßen aufregte bei diesem Thema. Die Befürworter verurteilte er streng und unnachsichtig, weil seiner Meinung nach nur Kriegsgewinnler und Abenteurer einen Nutzen aus diesem Ereignis zögen und Steuergelder in Milliardenhöhe unnütz verpulvert würden, die anderswo viel besser eingesetzt wären.

Auf meinen behutsamen Einwand, dass doch am Hindukusch unsere Freiheit verteidigt und die Demokratie hingetragen würde, drückte er vehement seinen Zweifel über meine Zurechnungsfähigkeit aus, was uns als Freunde fast entzweite.

Auch war seine Meinung über die USA eine recht diffizile. Danach befragt, was er an den Vereinigten Staaten besonders schätze, antwortete er ziemlich prompt: „Die Indianer, den Jazz und die Harleys aber ganz besonders die riesige Entfernung zwischen hier und dort mit dem vielen Wasser dazwischen.“

Letztens, er ging schon auf die Neunundachtzig zu, überreichte er mir eines Abends ein mit einem derben Sackfaden verschnürtes und in braunes Papier eingeschlagenes Päckchen, von dem ich zunächst vermutete, es beinhalte ein Bild, doch erfüllte ich, dass es ein Buch oder dickeres Heft sein musste.

Er sprach zu mir, und dabei schaute er mir sehr ernst in die Augen, „mach es erst auf, wenn ich mal tot geblieben bin (er sagte tatsächlich tot geblieben, denn in der Gegend hinterm Deich sagt man so aus Gewohnheit und diese hatte der Alte übernommen). Die Übergabe wurde noch durch einen, nein, es waren diesmal zwei Kräuterpeter besiegelt. Und nach deren derbruppigem Abgang mit dem obligatorischen Zähneblecken verabschiedete ich mich

hustend und mit stark tränenden Augen und dem Versprechen, seinem Willen Folge zu leisten.

Als ich ihn am nächsten Abend mit einer Flasche hellem Rum, die als Basis für sein antibiotisches Getränk gedacht war, besuchte, wollte ich bei der Afghanistanproblematik ein wenig einlenken. Auch mir waren plötzlich Zweifel gekommen.

Ich fand den Freund schlafend, den Kopf nach hinten gelehnt, an seinem Holzstapel mit einem etwas törichten, doch kindhaft verschmitzten Lächeln im Gesicht.

Pospischil war hinübergeschlafen. Er war verstorben, wie jemand, der vom Sterben noch mehr verstand als vom Leben.

Und so öffnete ich am Tage des schmerzlichen Ereignisses, die ganze traurige Szenerie möchte ich gar nicht näher schildern, das braune Päckchen und fand, wie erahnt, ein dickes, schon arg mitgenommenes DIN A5 Heft, jenes, das er manchmal unter seiner wärmenden Decke hervorgezogen hatte. Es enthielt Aufzeichnungen, die sich nach kurzem Einlesen, als Sprüche, Aphorismen, manchmal auch nur als Behauptungen, Feststellungen oder als offene Fragen erwiesen. Auch einige wenige Gedichte fand ich vor, was mich überraschte, denn eine entsprechende Neigung hatten wir in dieser Richtung nie bemerkt.

Und da manches, was er aufgezeichnet hat, und ihm von irgendwoher zugeflogen sein musste oder

vielleicht auch das geistiges Destillat unserer gemeinsamen Diskussionen war, uns alle vielleicht zum kritischen Nachdenken anregen und eventuell sogar lehrreich sein könnte, entschieße ich mich, sein Vermächtnis öffentlich zu machen. Das hatte er mir zwar nicht ausdrücklich erlaubt, doch ebenso wenig ausdrücklich verboten. Und er selbst hätte an dieser Stelle gesagt: „Und was nicht verboten ist, das ist erlaubt!“

Allerdings muss ich vorausschicken, dass ich diese kurzen Sätze und Texte ein wenig ordnen und einer erträglichen Orthografie und Grammatik zuführen musste, denn bei meinem Freund ging es ziemlich kreuz und quer, so wie es ihm grad angekommen ist dort hinten am Holzstapel bei seinem Kräuterpeter und dem Jazz oder den Satiren aus dem winzigen Radio.

Inhaltlich habe ich nichts verändert. Seine Schrift ließ sehr zu wünschen übrig, was aber dem hohen Alter geschuldet werden muss, doch sie machte mir halt das Lesen äußerst unbequem. Und so musste auch manches zurückbleiben und kann nun nicht mehr positiv wirkend in unser Zeitgeschehen einfließen.

Und da das alles eine Überschrift benötigt, ich aber eine solche nicht vorfand, gebe ich diesen Aufzeichnungen den krönenden Titel: *Finden ohne zu suchen ist besser als suchen ohne zu finden* und füge hinzu, ein ungewöhnliches didaktisches Kong-

lomerat ... und habe damit sogleich einen seiner Geistesblitze untergeberacht.

Wobei ich aber mit Fug sagen darf, dass der Alte jedes didaktische Ansinnen, genauso wie jener Montaigne, energisch zurückgewiesen hätte. Auch war ihm jede Art der Missionierung fremd. Nichts desto trotz, spürt man, wenn auch nicht immer direkt, so über kleine Umwege, die Lehrabsicht allzu deutlich (was aber nur in der kümmerlichen Literaturkritik des krötigen Gau-Radetzki oder Reich-Kaminiski oder wie auch immer der hieß, eine Rolle hätte spielen können. Aber der zerbeißt und zerreißt jetzt keine Bücher mehr im Fernsehen, denn er genießt seit einiger Zeit den himmlischen Ruhestand, nachdem ihm, und das muss ihm der Neid lassen, noch ein ausgezeichnetes Buch über sein Leben glückte).

Im Allgemeinen werde ich mich der Bemerkungen enthalten oder mich ihrer nur in seltenen Fällen bedienen. Sie, die Kommentare oder Bemerkungen, falls ich mich überhaupt dazu entschließe, sind dann in Klammern gesetzt und wirklich äußerst sparsam, um die Objektivität und Originalität des vorliegenden Materials nicht zu beeinträchtigen.

Ich selbst erlaube mir, diese oder jene Begebenheit einzuflechten, die das Wirken des alten Freundes irgendwie tangierte. Und natürlich soll auch das lyrische Element des Freundes nicht unterschlagen werden. Damit sollst du eine unterhaltsame Atem-

pause erhalten, denn nur Sprüche lesen, ist knochentrocken und wäre zu langweilig. Es sei mir auch erlaubt, Pospischils Traumbericht mit eigenen Worten wiederzugeben, indem ich die Gedichtform wähle und hoffe, somit auch noch zum Eigennutz eine Ballade oder Ähnliches zustande zu bringen. Möge mir die darin enthaltene Halbsatire einigermaßen gelingen. Und da ich voraussetzen muss, dass Dir dieses literarische Genre, die Halbsatire also, unbekannt ist, soll es sofort im pospischilschen Sinne geklärt werden und es ist eigentlich ganz einfach: Eine Halbsatire ist nur zur Hälfte eine, die andere Hälfte ist keine. Dabei ist es unwesentlich, ob es sich jeweils um die kleinere oder größere Hälfte handelt. Das Ganze gilt dann aus literaturjuristischer Sicht entgegen aller Logik trotzdem als Satire, was in unserem bürokratisch-demokratischen Staatswesen mit Meinungsfreiheit, die natürlich auch Grenzen hat, für einen Autor juristisch bedeutsam sein kann.

Jedenfalls hatte uns der Pospischil den Inhalt dieses Traumes an einem schon länger zurückliegenden Sommerabend erzählt und gutgelaunt regelrecht zum Besten gegeben. Sogar Pastor Leberecht, der damals noch unter uns weilte, sah sich in seinen theologischen Ansichten nicht angefochten und hatte nicht von Blasphemie gesprochen. Ja, er hatte über den Bericht des Freundes Tränen gelacht. Er war schon ein feiner Kerl, unser Leberecht.

Also erweisen wir nun dem Dünckelstädter Original die Ehre, lassen es postum zu Worte kommen und stellen uns zuweilen das Augenzwinkern des Alten dazu vor.

Und ob das alles, was er uns aufgeschrieben hat, wissenschaftlich ist und der Wahrheit entspricht, müssen wir für uns selbst entscheiden.

Übrigens, wenn du später eine dieser Aussagen in Ermanglung eines Inhaltsverzeichnisses auf die Schnelle wieder finden möchtest, weil du sie besonders treffend wähnst oder auch besonders fragwürdig, mache einfach einen Knick ins Blatt. denn du weißt ja jetzt im Voraus: *Alles Geniale ist einfach!* Und es ist vielleicht dein erster Versuch über den eigenen Schatten zu springen, was nach den Ansichten Pospischils den Kreativbürger vom Spießler deutlich unterscheidet. Und es gilt beim Weiterlesen sein Grundsatz: *Finden ohne zu suchen ist besser als suchen ohne zu finden*, kurz, es ist ein bisschen so, wie wenn du auf dem Flohmarkt bist.

Und ob das nachfolgende theoretische Konglomerat, in der Tat ein äußerst fragwürdiges Sammelsurium, ausschließlich dem geistigen Reservoir des Freundes entsprang, soll mich als Nachautor wenig berühren, denn ich habe nur aufgeschrieben, was ich vorfand.

Halt! Fast hätte ich vergessen, etwas über die mögliche inhaltliche Nutzenanwendung dieses Büchleins vorzuschlagen.

Erstens, man kann es selbst lesen. Zweitens, es lässt sich wunderbar verschenken. Drittens, wenn du kalligraphisch talentiert bist, kannst du ausgewählte Sprüche oder Aussagen entnehmen, sie einrahmen oder einrahmen lassen und sie als Begleiter im Alltag irgendwo aufhängen oder auch verschenken. So will ich dir gern ein Beispiel vorstellen: Du kennst einen Pastor, dem schenke den gerahmten tiefgründigen Spruch über das Wesen Gottes, den Du im hinteren Teil des Büchleins findest, den ich aber in Eile gleich für dich herausgesucht habe und der da lautet:

Gott ist überall,
doch man sieht ihn nicht.
Warum sieht man ihn aber nicht?
Weil er überall ist!

Der Pastor wird sich, genauso verblüfft wie seinerzeit unser Leberecht über so viel theologische Spitzfindigkeit wundern, sich freuen und beeindruckt zeigen. Gegebenenfalls wird er diesen Spruch als Schlusswort in einer seiner Predigten verwenden. Dies wiederum wird zur Folge haben, dass alle am Einschlafen begriffenen Gemeindeglieder aufschrecken und ihre plötzliche Erleuchtung mit Zischeln und Murmeln kundtun, das dann wie ein wunderbares Raunen, ähnlich wie einst beim allerersten Pfingsten, das Kirchenschiff füllt